

Ein grüner Lichtstreifen zog über den Himmel. Ein paar helle Wolken darin. Am Fenster segelte eine Krähe vorüber. Eine zweite kam hinterher. Aus dem Treppenhause war die Tonfolge eines Kinderliedes zu hören. Und das also sollte die herrliche Zukunft werden?

Auf dem Esstisch lag die Karte der Geburtstagsfeier. Rue Froidevaux Nr. 15. Mit dem Vorsatz, das elendige Hin und Her seiner Gedanken über Sophies überstürzten Abschied mit einigen Gläsern exzellenten Alkohols fort zu spülen, hatte Felix Tichy seine Teilnahme zugesagt.

Die Métro verließ er kurz vor 17 Uhr an der Station Denfert-Rochereau. Oben der schwarze Löwe, dieses monumentale Ungetüm, missgelaunt hockt er in der Mitte eines gigantischen Kreisverkehrs, erhoben das schwere Haupt, stumpfsinnig starrt er regungslos in eine unbekannte Ferne. Jedes Mal, wenn Tichy an die Place Denfert-Rochereau kam, hoffte er, dass ihn seine Erinnerung getäuscht hatte, dass sich der Löwe dem Betrachter freundlich zuwendet, aber nein, der denkt nicht daran, er erweist dem Besucher auch heute nicht den Gefallen. Der gusseiserne Löwe gibt zu erkennen, dass ihn das abendliche Tohuwabohu, das sich so hysterisch um ihn herum gebärdet, nichts angeht, und schon gar nicht die Liebesnot eines Fremden.

Rue Froidevaux Nr. 15. Ein elegantes weißes Stadthaus. Auf einer kleinen Verkehrsinsel, die die Straße teilt, stehen blühende Linden. Unter diesen Bäumen hielt Tichy einige Minuten inne, sog ihren Duft ein. Er zögerte. Aber man konnte das auch kein richtiges Zögern nennen, das war ein dummes, pathetisches Zaudern, wider Willen. So als wäre ihm von einer überirdischen Instanz die Frage gestellt: Möchtest du, du erbärmlicher Wicht,

wirklich diese herrliche Party beschmutzen? Sollte er im letzten Moment nicht vielleicht doch wieder umkehren? Und einfach müde zurück traben, sich in der heißen Dachwohnung auf das zerschlissene IKEA-Sofa legen und seinen trüben Gedanken nachhängen? Er zog sein Handy aus der Jacke, überflog ohne besondere Neugier die Nachrichten aus aller Welt, neue Mails gab es nicht. Die Uhrzeit – wie spät war es jetzt in San Francisco? In Rio de Janeiro? In Auckland? Tatsächlich, er kannte hier nur zwei Leute: Isabelle und ihren Mann Nicolas. Und dann, noch ein unleugbarer Grund seines Zögerns: seine schwachen Französischkenntnisse!

Beeindruckend war diese vorspringende Galerie im ersten Stock. Und die um das Gebäude herumlaufende gusseiserne schwarze Brüstung. Alles schien frisch renoviert. Würde man sich im Zeitalter vor der Erfindung der Verbrennungsmotoren befinden, könnte man sicher noch die Farbe riechen. Ein Schild war zu sehen, auf dem als Baujahr 1913 genannt war. Was für ein stolzes Haus! Natürlich kann ein Gebäude keine Gefühle entwickeln, der Gedanke war lächerlich, Häuser können weder stolz noch barmherzig oder liebevoll sein. Verlangt ja auch niemand. Aber diese Residenz, diese prunkvolle Fassade in der Rue Froidevaux, zeugte sie nicht doch von einem eitlen Selbstbewusstsein? Will sie nicht auf den Betrachter einschüchternd wirken? Wie kam er nur auf so einen abseitigen Gedanken? Sollte er jetzt eintreten? Oder sich besser doch aus dem Staub machen? Er fand seine minutenlange Unentschlossenheit lächerlich. Wer hatte ihm kürzlich von Abulie erzählt, von der Krankheit, sich bei einfachsten Dingen nicht entscheiden zu können?

Soweit ist es mit mir schon gekommen, dachte er, als er mit Hilfe des sechsstelligen Zifferncodes, glücklicherweise hatte er die Whatsapp-Nachricht von Isabelle nicht gelöscht, die Haus-

türe öffnete. Er trat in einen hellen Flur und las an den Postfächern die Namensliste der Bewohner:

Catherine Dobrowolska, *Orthophoniste*

Dr. François Fritalli, *Advocat*

Thai Thou Tisi, *Dentiste*

Isaac Kapuano

Gonzalez

Salmon Forlani

Isabelle + Nicolas Moussier

Ewa Czerzinski

Mariella + Luigi Vinciguerra

Malud Chabarat

Im Lift zum dritten Stock stellte er sich vor, dass man Französisch-Studierenden an den deutschsprachigen Universitäten diese Liste überreichen und dazu einen Auftrag zu einem kleinen Essay erteilen müsste: „Erklär mir Paris!“

Die mit bunten Luftballons drapierte Wohnungstür stand offen. Nicolas begrüßte den Gast mit drei an den Wangen vorbeigehauchten Küsschen und sagte „Bonjour, Monsieur Schubert!“ Er klopfte Tichy mit der Hand auf den Oberarm, als wären sie alte Freunde. Nicolas, der braungebrannte, elegante Mann, der einer billigen Fernsehwerbung entsprungen sein könnte, Nicolas, ein Irgendwas aus der oberen Chefetage von Credit Lyonnais, verheiratet mit Isabelle, einer aus Marseille stammenden zierlichen, dunkelhaarigen Schönheit mit flinken Augen und einer kräftigen Nase, Isabelle, die Tichy Ende der neunziger Jahre als Student eines Sprachkurses in Avignon kennen gelernt hatte, mit der er in den Monaten danach Briefe, später Mails gewechselt hatte, Isabelle, die er Jahre später, als sie schon verheiratet war, in Paris besucht hatte, die am Lycée

Voltaire in der Avenue de la République Musik unterrichtete, Isabelle, der es zu verdanken war, dass er als Gast dieser Gesellschaft auserwählt war, denn an diesem Tag feierte Isabelle ihren 45. Geburtstag.

Nicolas drückte Tichy ein Glas Champagner in die Hand, das ihm ein sommersprossiges Serviermädchen im richtigen Moment auf einem Tablett gereicht hatte.

Da schwebte auch schon Isabelle herbei, gelbes Sommerkleid, das aus feinen Schichten von Tüll bestand, und Tichy überlegte, wie man es beschreiben sollte, sagen wir so: Es flirrte in Abschat-tungen von Stufe zu Stufe dunkler werdendem Gelb. Ihr Gesicht schien schmaler geworden zu sein, ihr Lächeln angestrengter, die Backenknochen hervorgetreten. Sie hauchte Tichy zwei Küss-chen auf seine Wangen, strahlte ihn an, dann fuhr sie ihrem Mann mit der rechten Hand von hinten burschikos durch seine Stop-pelfrisur, der knurrte wie ein Hündchen und bedeutete dem Gast augenzwinkernd, wie sehr ihn diese phantastische Frau immer noch errege. Dann legte sie mit staunenswerter Langsamkeit ih-ren Arm um die Schulter ihres Mannes, zog seinen Kopf zärtlich zu sich und meinte nun spitz, als ob sie es beide sagen würden:
– Na? Felix? Wo ist denn die kleine Sophie geblieben?

Im Erfinden von Ausreden war Tichy schon immer begabt gewesen. Schon in der Schule genoss er dafür großes Ansehen, weil seine Verstellungskünste von den Lehrern nicht aufge-deckt wurden. Diese neueste Herausforderung, souverän ein kleines Täuschungsszenario zu inszenieren, hatte immer noch seinen Reiz.

– Tja, bedauerlicherweise, Sophie ...

Er stockte, hielt bedeutungsvoll inne, und blickte, um Ent-lastung flehend, den beiden abwechselnd in die Augen.

– Es tut ihr sehr leid, heute Abend nicht bei euch sein zu kön-nen. Um dich zu feiern, Isabelle! Darum geht es doch! Aber ihr

Vater, vermutlich ein Schwächeanfall. Krankenhaus! Sie musste gestern früh zu ihm nach Freiburg zurück.

Isabelle nickte, griff mit ihrer linken Hand nach seiner verkrampften Faust, sah zu Boden, nickte nochmals. Ein Zeichen der Anteilnahme, eine mitfühlende Gedenksekunde, die ihn rührte.

– Sophie schickt euch die allerherzlichsten Grüße. Sie bedauert so sehr, dass sie an diesem schönen Sommerabend nicht hier sein kann. Bei deinem Geburtstagsfest. Aber ihr werdet das, sagte sie, sicher verstehen.

Er verzog ein wenig die Lippen. Welche Grimasse wählt man aus dem Repertoire, um traurig zu erscheinen? Verzweifelt, jähzornig, abgestürzt, verkommen, erschöpft, völlig am Ende? Eigentlich brauchte er nichts zu simulieren.

Sophies Vater erfreute sich, daran bestand kein Zweifel, besser Gesundheit. Tichy vermutete, dass er bei jedem Heimspiel des SC Freiburg mit seinem roten Fan-Schal im Stadion saß, und dass seine Tochter Paris bereits vor zehn Tagen verlassen hatte, das wusste er ganz sicher, und damit auch, dass die vielbesungene Stadt der Liebe in diesem Fall katastrophal versagt hatte, wobei man hinzufügen sollte, dass sich heutzutage ohnehin kein Mensch mehr vorstellen kann, dass ganz Paris von der Liebe träumt, weil das ehemals so berühmte Lied der Catarina Valente von allen guten und bösen Geistern längst vergessen war, und das mit Recht.

Da kamen, das Öffnen und Schließen der Lifttüren war zu hören, schon die nächsten Gäste nach oben, Isabelle hob den Kopf und setzte wieder ihr Hochglanzlächeln auf. Ihre Nase, so groß war sie, und so sexy!

Tichy drückte Isabelle sein Geburtstagsgeschenk in die Hand, und erklärte in Stichworten den Inhalt: Franz Schubert, *Lazarus*, Oratorium, Deutsch-Verzeichnis 689, Doppel-CD, kostbar verpackt von einer an beiden Armen reich tätowierten jungen

Verkäuferin in einer sehr feinen Papeterie in der Rue Vavin. Er kippte das Getränk hinunter, griff nach einem zweiten Glas und betrat einen dicken, flauschigen Teppich im Flur. Dann tat er bedächtige Schritte in ein großes, weißes Wohnzimmer, das von einem kolossalen Kristalluster gekrönt war. Wie eine enorme Krone schwebte er im Raum, bunte Reflexe an die Wände werfend. Tichy nickte einem älteren Paar zu, das er mit seinem Eintreten beim Smalltalk über ein abstraktes Gemälde vermutlich gestört hatte: Blaue und gelbe Striche, wilde, dick aufgetragene Pinselspuren, darüber fetzten merkwürdige Gesteinsbrocken ins All, oder waren es Teile eines menschlichen Gehirns? Der Künstler? Unbekannt. Das großformatige Ölbild hing an einer Wand über mehreren hellgrünen Sofas, darauf lagen zusammengefaltete Decken und Polster, alles in lichtem Grün, im Halbkreis standen einige wuchtige Fauteuils, am Boden ein Stapel Bücher, illustrierte Zeitschriften, dahinter ein filigranes Servier-Wägelchen mit Whisky-, Cognac- und Gin-Flaschen.

Durch ein Fenster konnte man in den Hof blicken. Tichy öffnete die hohe Tür und trat auf den schmalen Balkon hinaus, sah hinunter in einen Park, weiße Kieswege zwischen beschnittenen Kugelbäumchen, Enten an einem Teich. Eine Frau mit Kopftuch schob einen knallgelben Kinderwagen vor sich her. Vermutlich hatte sie das Geräusch vom Öffnen der Balkontür gehört, sie blickte kurz herauf. Tichy wollte ihr winken, aber da war sie schon wieder im Dialog mit dem Baby, beugte sich über ihren Wagen.

Wie so oft in den letzten Tagen sah er die Abschiedsszene vor sich, als wäre er ein masochistischer Voyeur, der sich den Film der eigenen Demütigung immer wieder ansehen und sich wieder und wieder diesen Schmerz zufügen muss.

Frühmorgens, kurz vor sieben Uhr, hatte Sophie ein Taxi gerufen, sich unten auf der Straße schreiend gegen ihn ge-

wehrt, nein, sie verbiete es ihm, sie zum Flughafen zu begleiten, sie schrie ihn an, er sei ein Arschloch, ein Idiot, ein Dreckskerl, sie schlug mit der Faust wütend auf seinen rechten Oberarm, er solle ihren Koffer sofort loslassen, dann versuchte sie, in seinen Handrücken zu beißen, sie gestikulierte wie verrückt, rief aus, er sei nicht nur ein totaler Versager, sondern auch ein Schwein, ein Drecksschwein, seit Dinosauriergedenken der größte Egoist. Das waren die Zärtlichkeiten, die die Liebenden zum Abschied austauschten. Beugend vor Wut stieg Sophie in das Taxi.

Einmal, in Brest, nach einem Liederabend, mit einer wunderbaren Sängerin, da nannte sie Tichy den größten Egoisten seit Beginn der Menschheitsgeschichte. Was sind schon vier Millionen Jahre? An diesem Donnerstag jedoch, um 6 Uhr 45, steigerte sich vor seiner Haustüre, Rue de Charonne Nr. 93, 11. Bezirk, Paris, Frankreich, Europa, die Welt, das grandiose Championat. Er war nun der Größte seit 150 Millionen Jahren!

Das Taxi rauschte hinunter zur Bastille. Tichy saß hilflos am Straßenrand.

Ob Saurier lachen können, das war, als er die Treppe zum sechsten Stock hinaufstieg, nicht die Frage, aber er dachte darüber nach, wie man einem Kind einen Zeitraum von 150 Millionen Jahren begreiflich machen könnte. Und warum nicht sich selbst? Im Rücken jeder Katastrophe wächst eine neue Utopie? Wer hat diesen Unsinn gesagt?

Nach Sophies Abreise war sein Elan vorbei. Tichy mühte sich nur noch halbherzig, seine Recherchen über Franz Schubert fortzusetzen. Der Weinkonsum steigerte sich, vor zwei Uhr früh ging er nicht zu Bett, er schlief dann bis mittags, wachte zwischendurch verschwitzt und mit Ängsten auf, hatte böse Träume. Manchmal stellte er sich kurz unter die Dusche, weil es so heiß in der Wohnung war, er schlief dann wieder ein, hatte

erneut Albträume. Wenn er sich im Spiegel betrachtete, war er entsetzt über seine fürchterliche Fratze. Hart und böse und finster bin ich geworden, dachte er. Lieber heute als morgen wollte er nach Wien zurückfliegen.

Es erschien ihm sinnlos, wieder und wieder in die Rue Richelieu zu trippeln, um die Arbeit in der Bibliothèque nationale fortzusetzen, die verstaubten Archivalien, Briefe und Manuskripte des Musikwissenschaftlers Jacques Gabriel Prodhomme, des wichtigsten Schubert-Spezialisten Frankreichs, durchzusehen, Tichy hatte alle Informationen über die frühen Konzerte eines gewissen, damals, um 1830, noch völlig unbekannten François Schubert schon zusammengetragen.

In welchen Salons, welchen Pariser Palais dieses oder jenes Schubertlied erstmals gesungen worden war, das war längst bekannt, auch welches Streichquartett zum ersten Male in irgendeinem aristokratischen Wohnzimmer von enthusiastischen Dilettanten heruntergekratzt wurde, ebenso, welche Pianoverversionen von diesem oder jenem Lied populär gemacht wurden, und welche Teufelsklimperer sich damit, wie mit den schon bald so populären *Impromptus*, tausende von Francs verdienten. Sogar Schuberts unvollendetes Oratorium *Lazarus* erlebte in Paris einen Achtungserfolg.

Tichy erschien alles so sinnlos, wochenlang nach irgendwelchen sinistren Musikevents mit zweitklassigen Artisten in dritt-klassigen Palais an irgendeinem miserablen Tag des Jahres 1838, 1840, 1850 zu recherchieren, um am Ende nicht mehr zu wissen, worauf es einem überhaupt ankam.

Dann fiel es ihm ein: Die beschnittenen Bäume in diesem Hinterhof am Montparnasse erinnerten ihn an jene vor der städtischen Bibliothek von Angers, in der er zwei Nachmittage mit Sophie saß. Angers, das war einer jener Orte, in dem sehr früh einzelne von Schuberts Liedern, natürlich in kläglichem französi-

scher Übersetzung, vorgetragen wurden. Angers, wo sie, Sophie und er, in einem kleinen vietnamesischen Restaurant fröhlich rohes Gemüse in hauchdünne Reisblätter gewickelt hatten. Es hieß Le Sourire de Saigon und der Name der fürsorglichen Kellnerin war Linh.

Isabelle holte Tichy vom Balkon zurück.

– Du wirst schon überall gesucht!

Mit gespielt vorwurfsvoller Miene hatte sie dies gesagt.

– Von wem denn?

Sie erschrak über seinen harten Ton, dann lächelte sie wieder, streifte mit ihrer Hand langsam über seinen linken Arm bis hinauf zur Schulter. An den Fingern konnte er den Duft ihrer Seife riechen.

– Hab schon vermutet, dass du in den Garten hinuntergesprungen bist, Felix. Du liebst es immer noch so dramatisch, nicht wahr?

Sie sah ihm prüfend in die Augen.

– Irgendetwas stimmt nicht mit dir. Du lügst mich an, ich spüre das. Was ist los?

Bevor Tichy ihr eine weitere Ausrede offerieren konnte, schob Isabelle ihn schon hinüber in einen anderen Raum, umarmte ihn unter dem Türstock, küsste ihn flüchtig auf den Mund, dann überreichte sie ihm ein Glas Rotwein, hob das ihre und sang ihm *Sur le pont, d'Avignon* ins Ohr.

– Auf dein Wohl! Santé! Magst du mich noch ... ein bisschen?

Er starrte auf einen roten Punkt auf ihrer Nase und wich dem Blick aus. Nahm einen tiefen Schluck. Sie griff nach seiner rechten Hand, drückte sie.

– Ich erinnere mich noch sehr gut an diese Nacht in Avignon. Unten, am Rhone-Ufer, bei der berühmten Brücke. Und zwar sehr gut!

Tichy machte einen Schritt zur Seite und sah sie prüfend an. Sehr gut? Wovon war die Rede?

In der Wohnung befanden sich inzwischen vielleicht zwanzig Personen, zu zweit, zu dritt standen die eleganten Herrschaften mit Champagnergläsern in den hohen Räumen, nickten Tichy freundlich zu, es waren vermutlich Kolleginnen und Kollegen aus dem Lycée Voltaire, oder Banker von Credit Lyonnais, er hatte noch kein bekanntes Gesicht entdeckt, nur einem älteren Ehepaar hatte er die Hand geschüttelt, weil dieses so herzlich auf ihn zugekommen war, vielleicht waren das Isabelles Eltern? Er hatte höflich seinen Namen genannt und war dann einige Schritte weiter in den nächsten Raum gegangen. Isabelles Musikzimmer. Hier stand ein mächtiger Flügel der Pariser Klavierbauerfirma Pleyel, interessant die Farbe des Instrumentes – ein elegantes helles Braun. Zwei Stapel mit Noten lagen am Fensterbrett dahinter. Tichy öffnete vorsichtig den Deckel der Klaviatur, wagte aber nicht, die schon ein wenig vergilbten Tasten zu berühren. Isabelle hatte ihn von der Tür beobachtet, jetzt trat sie noch einmal zu ihm heran, Tichy schloss rasch den Deckel.

– Ich werde später etwas spielen. Für dich! Schubert?

– Um Gottes willen, nein! Chopin! Oder besser Offenbach, zur Aufheiterung der Gemüter. Ein paar Walzer des populärsten französischen Komponisten, der bekanntlich ein deutscher Jude war.

Er legte kurz seinen Arm um ihre Schulter, zog ihn aber schnell wieder zurück. Sie nahm seine Hand und sagte:

– Du musst mehr zu den Menschen hingehen. Auch wenn es dir keine Freude bereitet.

– Ich kenne hier niemanden, nur dich und Nicolas.

– Mir macht es aber Freude, wenn du es tust.